

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Sonderdruck

aus Heft Nr. 1 / 1963

*Die Livonisch-Nordmestke
in Riga*



Priester und Richter — alles nicht gut bezahlte Berufe, die Berufung verlangen. Ich als Sudetendeutscher begriff das, denn auch wir waren von dieser Berufung erfüllt. Meine Landsleute sind heute zum großen Teil vom Wirtschaftswirbel, von der Auto-Eissschrank-Fernseh-Sehnsucht ergriffen und von der alten Aufgabe abgelenkt, die sie einst in der Donaumonarchie zu erfüllen hatten.

Die Deutschen aus dem Südosten waren langsamer, sie wollten zuerst Wurzeln schlagen, wie es die vielen Siedlungshäuser zeigen, die in langen Reihen aus den geschlossenen Dörfern hinauswandern. Und deshalb glaube ich auch, daß sich in ihnen das unzerstörbare Bild von der Hoheit des Reiches in den unerreichbaren Tiefen des Herzens bewahrt hat. Wo immer ich nach dem Krieg Menschen aus dem Banat, aus der Batschka, Zips, Bukowina, aus Siebenbürgen, Bessarabien und den deutschen Dörfern um Budapest getroffen habe, ich habe mich ihnen zutiefst verwandt gefühlt. Sie waren das Gestänge gewesen, das die Donaumonarchie zusammengehalten, auch wenn sie, von Wien im Stich gelassen, zu den andern Völkern übergetreten waren, sie hatten dann in anderer Sprache und doch mit der gleichen Ehrlichkeit und Treue dem Staat gedient. Österreich zeigte diesen Vertriebenen nach 1945 wenig Verständnis und nur karges Entgegenkommen, und so zogen die meisten weiter nach Westen, ihr Fleiß, ihre Sparsamkeit kam der alten Heimat zugute, in die sie zurückkehrten.

Ich habe die deutschen Städte und Dörfer im Südosten erst im Abendrot ihrer Zeit kennengelernt, zwischen den beiden großen Kriegen und während des letzten großen Kampfes, der ihrem Ende voranging. Ich habe die traurigen Trecks gesehen: welche Ordnung, welche Gefäßtheit! In allerletzter Stunde waren sie aufgebrochen, von fernher drang immer näherkommend das Rollen des Geschützfeuers.

Immer wieder ließ ich mir später in den Lagern — als alles vorbei war — von denen, die alle Not und alles Leid der Zeit hinter dem Stacheldraht überstanden hatten, von jenen Tagen des Elends erzählen — und erzählen können alle, die aus dem Osten kommen, die einen etwas umständlich, die andern lebhaft und anschaulich zum Greifen. Wo immer ich sie traf: den siebenbürgischen Generaldechanten, den Redakteur aus der Bukowina, den Professor aus Budapest und meinen lieben, guten Zillich, immer war es ein Wiedersehen, ein sich Verstehen, ein Erinnern und ein Gedenken. Und was wir einander zu sagen hatten, werden wohl die Eltern auch ihren Kindern sagen, damit das nicht verloren geht, was nicht vergessen werden soll. Denn soviel menschliches Verstehen, soviel Herzenswärme, Würde und Haltung müssen weitergegeben werden. Der Juliturm, in dem die geistigen Schätze der Nation bewahrt werden, soll all das Gute aufnehmen. Wir werden es einmal brauchen können.

Die Südostdeutschen in Nordamerika

Bei den Donauschwaben

Von Franz Ham

Zwischen New York, dem Ontario- und Michigan-See, dem Mississippi, Potomac und Delaware liegen die Stationen meiner Amerikareise im Herbst 1962, deren Eindrücke kurz wiedergegeben seien.

Cape Code, im Jahre 1620 der Anlegeort der „Mayflower“, und die Ostküste der Vereinigten Staaten lagen klar in Sicht. Manhattan mit seinen Wolkenkratzern, die

I K g S

Bucht davor, die Freiheitsstatue traten so deutlich ins Blickfeld, daß die Bordsprecherin eigens darauf aufmerksam machte. Es währte dann nur noch Minuten, bis das Düsenflugzeug auf der Rollbahn von Idlewild aufsetzte, 16 Uhr 20 Minuten New Yorker Zeit. Um 13 Uhr Bonner Zeit war ich in Wahn gestartet. Etwas über 8 Stunden hatte der Flug gedauert.

In *Brooklyn* gab's ein herzliches Wiedersehen mit den verdienstvollen Spitzenmännern des 1945 gegründeten „*Donauschwäbischen Hilfswerkes*“, mit Präsident *Peter M. Wagner* und *Lucas Müller*; beide sind Alteinwanderer, die im Sommer 1949 in Deutschland und Österreich Landsleute in den Flüchtlingslagern besucht, sie ermutigt und ihnen Hilfe gebracht hatten. An den folgenden Abenden bot sich Gelegenheit, den Jüngeren vom damaligen Geschehen im „*Hilfswerk*“ zu erzählen, unsere gegenwärtige Situation zu besprechen und Neues zu planen. Die Weltlage, vornehmlich der Krisenherd Berlin, steht bei diesen wachsam, zu Amerikanern gewordenen Schwaben im Mittelpunkt der Betrachtungen; davon wird auch die Rangordnung ihrer Vorhaben bestimmt. Es geht ihnen jedoch unverändert um die rechtliche und materielle Hilfe für jene Landsleute, die für sich nicht selbst eintreten können. Geplant wird aus warmem Herzen und in nüchterner Erwägung der Möglichkeiten nach gewissenhafter Prüfung der Gegebenheiten. Auf die bewährte Zusammenarbeit mit den Amerikanern, namentlich mit offiziellen Stellen, sowie aufs Zusammenwirken der Alten und Jungen (*Greenhorns*) richtet sich das Bestreben.

In *Windsor/Ontario* fand der *Tag der Donauschwaben* statt, veranstaltet von ihren in Kanada und in den USA bestehenden Verbänden. Die Bewohner der Grenzstadt betrachteten erstaunt den Festzug mit seinen Blaskapellen und Trachtengruppen, unter denen die Jugend überwog, wie er kilometerlang durch die *Oulette* floß, durch *Windsors* Hauptstraße, die Wolkenkratzer des benachbarten *Detroit* vor den Augen; aus Fenstern, Kraftwagen, vom Bürgersteig schauten Neugierige, grüßten Landsleute, wurden Unbekannte auf die würdige donauschwäbische Lebensbekundung aufmerksam. In Kanada und in den USA, wo zahlreiche Völker hausen, sind viele Menschen aufgeschlossen für eine solche festliche Willensäußerung.

Wenn auch nicht alle donauschwäbischen Vereinigungen der beiden Staaten vertreten waren, so blieb dieser Tag bedeutsam als ein wichtiger Versuch zu ihrer Zusammenfassung. Acht Mitglieder des kanadischen Parlaments, darunter ein früherer Minister, waren anwesend und sprachen zu den Festteilnehmern. Das Deutsche Konsulat in *Detroit* hatte ebenfalls ein Mitglied entsandt. Der Bürgermeister von *Windsor* *Mr. Patrice*, ukrainischer Herkunft, empfing den Festzug vor dem Rathaus, der *City Hall*, unter wehenden Fahnen und feierte die Donauschwaben als arbeitsames, treues Glied der kanadischen Völkerfamilie, die 1967 die 150-Jahrfeier ihres Staates einträchtig begehen werde.

Die beiden donauschwäbischen Vorsitzenden, *Seifert*, Kanada, und *Herr*, USA, gaben in ihren Dankesworten der Freude darüber Ausdruck, daß man die Leistungskraft und Einfühlungswilligkeit ihrer Landsleute anerkenne.

In den Sälen des *Teutonia-Klubhauses* folgte ein unvergeßlicher Heimatnachmittag. Die kanadischen Redner priesen wieder die Tüchtigkeit der Donauschwaben als Siedler. Ich, als Vertreter der Landsleute aus Deutschland, verwies auf die Notwendigkeit des Zusammenstehens von Jung und Alt und erinnerte daran, daß *Lenau* vor 160, *Adam Müller-Guttenbrunn* vor 110 Jahren geboren wurden und lud zum *Tag der Donauschwaben in Wien* ein, der 1963 im Zeichen der 300-Jahrfeier des Geburtstages des Prinzen *Eugen von Savoyen* ablaufen soll. Die Darbietungen auf der Bühne — Lieder, Mundartgedichte, Volkstänze, vortreffliche Kapellen aus *Cleveland* und *Chicago* — fanden lauten Beifall, waren unvertraut, als wäre es daheim gewesen; die Entfernungen

unserer Zerstreuung — selbst aus Kalifornien waren Landsleute gekommen — warfen da kein Hindernis auf.

Die Spitzen der Verbände wünschen ein Zusammengehen mit den übrigen deutschen Organisationen. Am deutlichsten verwirklicht sich dies bei der Errichtung von *Samstagschulen*, zum Beispiel in *Windsor*, *Chicago* und *St. Louis*, namentlich in *Los Angeles*, wo der *Schulverein* sieben deutsche *Wochenendschulen* geschaffen hat. Freilich ist auf diesem Gebiete noch viel zu tun. Und davon müßten sich auch Menschen und Institutionen in Deutschland mehr als bisher aufgerufen fühlen.

In die deutschen Sonntags-Schulen werden auch amerikanische und kanadische Kinder geschickt, besonders aus Familien, deren Väter als Soldaten Deutschland erlebt haben. Auf meiner Fahrt bekam ich übrigens häufig Grüße an Deutschland mit, im Hotel, in Kirchen und Vereinen, auf der Bahn, sobald man in mir den deutschen Gast erkannte. Dabei regt sich echte Herzlichkeit, was als Gegengewicht zu den immer noch vorkommenden deutschfeindlichen Äußerungen in Funk, Fernsehen und Film wohl tut.

In *Chicago* wurde der örtliche Tag der Donauschwaben von der *Donauschwäbischen Vereinigung* und der *American Aid Society*, dem gleich nach dem Kriege entstandenen Hilfsverein der alteingesessenen Donauschwaben, die sich meist *Deutsch-Ungarn* nennen, gemeinsam begangen. Die mitbeteiligten Schüler der deutschen Wochenendschule zeigten eine gute Beherrschung ihrer Herkunftssprache, die in vielen Familien, auch in alteingewanderten, noch die Muttersprache ist. Die Familie Gruber zu Clementon/N.I. z. B. spricht in der dritten, in Amerika geborenen Generation unverfälscht Filipowarisch. Das Bestreben des Unterrichtsamtes in Washington, die Zweisprachigkeit zu fördern, kommt der Gründung deutscher Schulen entgegen.

Deutsche Kirchengemeinden sind dabei oft ein Rückhalt, wenn auch die Kirchenführungen von der Notwendigkeit muttersprachlicher Verkündigung nicht immer leicht überzeugt werden können; aussichtslos ist es nicht. Es kommt auf entschiedene Wahrnehmung des Selbstbestimmungsrechtes an. Möglich ist sie. In *Mansfield/Ohio* hat Pfarrer Karl Lahm eine deutschsprachige evangelische Gemeinde, in *Hamilton/Ont.* Pfarrer Ph. Weingärtner.

In *St. Louis* am Mississippi leben zahlreiche Südostdeutsche. Pfarrer Heckert (aus Tschervenka, Batschka), der an der lutherischen Universität der Stadt studierte, wirkt in der Missouri-Synode. Pater Schrammel aus Westungarn betreut eine Gemeinde in der Nachbarschaft. Ein Landsmann aus Sackelhausen hätte bei den letzten Bürgermeisterwahlen beinahe den Sieg errungen. In den weitbekannten, oft besuchten Shaw-Gardens mit den originellen großen Glashäusern arbeitet ein Alteinwanderer aus Siebenbürgen, der jeden Deutschsprechenden sofort anredet. Trifft er Landsleute, ist seine Freude besonders groß.

In *Chicago* wirkt ein Siebenbürger Sachse im Vorstand der Donauschwaben mit (sowie im Rheinland ein Batschkaer eine Sachsenkapelle dirigiert), in *Canton/Ohio* fühlt man sich in der auffallend großen, schönen Halle des neuerrichteten *Sachsenheimes* wohl; Vorstandsmitglieder betreuen dort im weißen Kittel die Gäste, an denen es nie mangelt; die gute Küche wirkt anziehend, doch bei weitem nicht alle Sachsen sprechen noch deutsch.

Ein hochbetagter Batschkaschwabe, den ich in einer Großstadt traf, war vor acht Jahren eingewandert; er schilderte in wenigen Sätzen die große Wandlung, in die ihn die Fremde stürzte: „Mr kennt sich do net. Do wees mir net, wer em sei Nochber ist. Des ist net wie deheem. Awer mer sin zufriede. 72 Jahr olt wor ich, wie ich angekumm wor sin. Wo wär des noch möglich gewen? Jetzt is mr gsichert.“ So kommt's in seiner Mundart mit friedvollem Tonfall. Die Kinder und Enkel um ihn schenken ihm Geborgenheit. Sein Verdienst, denn er geht noch zur Arbeit in eine große Küche, sowie eine

Staatsrente von 100 Dollar im Monat bringen ihm den Lebensunterhalt ein. Aber ins Getriebe der Großstadt zieht's ihn nicht. Deren Rhythmus und seine Gehemmtheit durch Unkenntnis des Englischen, das er nicht mehr zu erlernen vermag, machen sie ihm unzugänglich. Innerhalb der Sippe und Kirche bewegt sich sein Leben. Wenn heimatlicher Besuch kommt, ist's für ihn und die Seinen ein wirkliches Fest. Das spürt man deutlich.

In einem großen *YMCA-Haus* nahm ich an einem internationalen Sonntags-Frühstück teil, wobei ein Professor aus Indien, aus der Familie Tagore, sprach. Ihm war die Bedeutung des Vertriebenen- und Flüchtlingsproblems in Deutschland unbekannt. Hierüber entstand eine Erörterung, und die Tischrunde fragte mit sichtlicher Wißbegier nach Einzelheiten; sie zeigte sich beeindruckt von der Tatsache, daß diese arge Sorge Deutschlands von den Betroffenen als Teil eines Weltproblems empfunden wird. Selbstverständlich wurde nach der Mauer in Berlin gefragt; sie ist wohl der häufigste Gesprächsgegenstand.

Mit donauschwäbischen Freunden besuchte ich die *Independence Hall* in *Philadelphia*, die *Karl-Schurz-Stiftung*, die mit ihrem reichen Archiv gerade umzog, sowie das Haus der *Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien*, die 1764 gegründet, älter ist als die USA. Ihre Bücherei enthält 48 000 Titel und wird von Universitäten und höheren Schulen viel benutzt.

In *Brooklyn* starb während des Krieges der frühere Neuwerbasser Gemeindevorsteher *Karl Mori-Mauer*, ein feinsinniger Dichter und kundiger Übersetzer aus dem Madjarischen. Seinen Nachlaß verwaltet sein Sohn Richard. Ein Band der Gedichte des schon durch den Ausgang des ersten Weltkrieges heimatlos Gewordenen wird vorbereitet; über den Nachlaß muß noch berichtet werden.

Unsere Landsleute in Amerika bleiben der alten Heimat verbunden. Sie bringen sie in die neue im Herzen ein und erhalten sie in der Nachbarschaft lebendig. In Windsor/Ontario führte mich ein Werbasser von seiner Farm aus spazieren. Batschkaer, dann Holländer, Engländer, Franzosen, Ukrainer sind seine Anrainer. Im Frasertal bei *Vancouver* farmen Batschkaer Familien und haben die Akazie dort in die Landschaft gesetzt. Ihre Nachbarn sind Ungarndeutsche, Ukrainer, Serben, Bulgaren, Russen, Ungarn, Engländer. „Wir leben mit allen gut zusammen wie daheim. Wir wissen, die neue Heimat braucht Menschen, die arbeiten. Das tun wir. Deswegen geht gerade der eine englische Nachbar gerne mit, wenn jemand von uns Zeugen braucht bei der Einbürgerung. Er lobt unseren Menschen dann immer als Farmer, die man nicht übertreffen kann.“ So sprechen sie.

Wir dürfen sie nicht vergessen.

Bei den Siebenbürger Sachsen und über Amerika und dessen Deutschtum

Von Heinrich Zillich

Ein Literarischer Zirkel in *Toronto* lud mich ein, in verschiedenen Städten Kanadas und der Vereinigten Staaten aus meinen Büchern vorzulesen oder Vorträge zu halten, an Universitäten, vor Kulturvereinigungen, in Kirchengemeinden und bei sonstigen örtlichen Veranstaltern, zu denen sich alsbald meine Landsleute in Nordamerika, die Siebenbürger Sachsen, eifrig gesellten. So konnte ich im Frühherbst 1962 mehrere Wochen jenseits des Atlantiks weilen. Meine Fahrt führte mich, meist im Flugzeug, von *Montreal*